

Unverkäufliche Leseprobe



Hermann Kurzke
**Die kürzeste Geschichte der
deutschen Literatur**
und andere Essays

256 Seiten, Paperback
ISBN: 978-3-406-59989-7



1. Abteilung

Kurzkes Kanon

Eine Bibliothek der Verdrängung

Thomas Mann, «Doktor Faustus»

In meinem Elternhaus wurde viel gelesen, aber nur Zweit- und Drittklassiges. Mein Vater war Physiker und hatte bei Kriegsende Grund, den Amerikanern dankbar zu sein. So kam es, daß unsere Bücher-schränke angefüllt waren mit englisch-amerikanischer Literatur – das meiste namenlos, serienweise Kriminalromane und Reader's Digest-Auswahlbücher, nur weniges noch heute bekannt. Da stand Margaret Mitchell (natürlich «Vom Winde verweht») neben John Steinbeck («Jenseits von Eden»), Cecil S. Forester war mit seinen Hornblower-Romanen vertreten und Thomas Wolfe mit «Schau heimwärts, Engel». Besonders gute Chancen, gekauft zu werden, hatten Autoren mit christlichem Hintergrund, Thornton Wilder und Bruce Marshall, C. S. Lewis und auch noch William Faulkner («Licht im August») – allein zu Lieblingen wurden sie nicht, obgleich meine Eltern jedes Buch, das sie gekauft hatten, pflichttreu zu Ende lasen. Aber die wahren Favoriten las man damals nicht nur einmal, sondern mehrfach, die Qualität war erst erwiesen, wenn der Band schiefgelesen war. Ernest Hemingway fehlte; er war Nihilist und Selbstmörder, hatte sich im

Spanischen Bürgerkrieg auf die Seite der Kommunisten geschlagen und galt auch sittlich als nicht korrekt. Was fehlte sonst? Natürlich die Linke, Bertolt Brecht und Anna Seghers und überhaupt das deutsche Exil, das unter einem unbestimmten Generalverdacht stand, vermutlich dem der Vaterlandslosigkeit. Von Thomas Mann gab es lediglich die «Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull», die als unterhaltsam galten. Aber auch die Gruppe 47 fehlte. Böll und Grass, Jens und Eich, Frisch und Walser fielen unter die Kategorie anstrengend. Was sonst an deutscher Gegenwartsliteratur vorhanden war, stammte zumeist aus der christlichen inneren Emigration. Werner Bergengruen war präsent mit «Am Himmel wie auf Erden» und Reinhold Schneider mit «Las Casas vor Karl V.» – letzteres sogar in der Erstausgabe von 1938, was in der Bibliothek einer Flüchtlingsfamilie eine Rarität ersten Ranges war, denn Bücher schienen entbehrlich, als man 1945 mit kleinem Gepäck gen Westen zog.

Das war mein Umfeld, als ich mich Ende der fünfziger Jahre als Jugendlicher geistig zu orientieren hatte. Ich las viel, wir hatten lange keinen Fernseher, aber zur Heimat wurden mir die Bücher meiner Eltern nicht. Man konnte mit ihnen viel Zeit totschlagen, aber den Hunger von Herz und Hirn stillten sie nicht. Ich gewöhnte mich daran, keine Fragen zu stellen, denn ich erhielt keine brauchbaren Antworten, weder auf Fragen nach Liebe und Sexualität noch auf Fragen nach Auschwitz. Das literaturkritische Urteil meiner Eltern umfaßte kaum mehr als die Pole spannend und langweilig. Nie gab es eine nennenswerte Diskussion über Bücher. Man fraß alles stumm in sich hinein. Man träumte sich irgendwohin fort. 1960 war ich siebzehn Jahre alt und wußte nichts, obgleich ich viel gelesen hatte. Mein Lesen war Teil eines fortwirkenden Verdrängungsprozesses, in den ich hineingezogen wurde, und nicht Aufklärung über jenen.

Schon daß es überhaupt keine älteren Bücher gab, war ein Problem. Die Zeit vor 1945 war wie weggeschnitten. Es gab weder die Nazis noch ihre Gegner, es gab nicht einmal harmlose Unterhaltungsliteratur aus dieser Zeit. Aber auch aus der Zeit davor war nichts da, nicht die großen Autoren der Weimarer Republik, nicht Kafka, Musil oder Döblin, nicht Tucholsky oder Joseph Roth, und auch weiter zurück fand ich weder Fontane noch Büchner noch Heine vor, weder Stifter noch Eichendorff, weder Goethe noch Schiller, weder Wieland noch Lessing. Auch keine Juden – das ergab sich aus der Genese dieser Bi-

bliothek wie von selbst. Ich wußte damals nicht, was mir fehlte, aber immer häufiger stieg ein dumpfes Unbehagen auf, wenn ich vor den Büchern meiner Eltern stand. Sie rochen nicht nach dem Leben, sondern unfrisch wie Schwerkranke, die noch gelegentlich zucken, oder wie nicht ganz erkaltete Leichen.

Das war die Zeit, als ich anfang, Thomas Mann zu lesen, mit 21 Jahren, und sich mir eine andere Welt eröffnete. Ein Freund schenkte mir, es muß im Jahr 1964 gewesen sein, den «Doktor Faustus». Ich war Theologiestudent mit Zweitfach Germanistik. Ich suchte nach Wahrheit, nach Bekenntnissen und existentiellen Antworten und fand sie auch: in der Auseinandersetzung von Adrian Leverkühn und Serenus Zeitblom um Fragen des Glaubens, um Demut und Hochmut, um Sünde und Gnade, Verdammung und Erlösung. Jeder christliche Intellektuelle kennt das: demütig sein wollen, aber wie Adrian Leverkühn erleben, daß Erkennen und Durchschauen hochmütig macht. Das Motiv des Lachens – jenes spöttische Auflachen, das etwas von mokanter Eingeweihtheit hatte – erinnerte mich an einen Freund, dem ich mich geistig unterlegen fühlte. Ich erlebte mich theologisch als Leverkühn, psychologisch aber eher als Zeitblom, denn meine Ausdrucksweise war ernst und ungeschickt, Ironie und Eleganz waren mir unbekannt.

Das Schicksal Deutschlands im Dritten Reich sah ich im «Doktor Faustus» erstmals in einen großen Zusammenhang gestellt. Der Vorhang, der mir bisher den Blick nach rückwärts versperrt hatte, hob sich aufrauschend und gab ein überwältigendes Panorama frei. Das Drama der neuzeitlichen Geistesgeschichte zog ernst und feierlich über die Bühne. Der Roman hatte eine enorme Orientierungskraft für mich. Er schuf (am Beispiel der Musikgeschichte) nicht nur eine gewisse Ordnung im Reich des Geistes und der Kultur, sondern verband mich auch mit diesem Reich, zeigte mir meine Herkunft als Christ und Deutscher im Guten wie im Bösen.

Was mich damals am wenigsten ergriff, waren die Künstlerfragen – jene Problematik von der ausbleibenden Inspiration und der Erschöpftheit aller Mittel, die heute das aktuellste ist am «Doktor Faustus», der immer noch die Lektüre lohnt. Nirgendwo sonst wird Musik so treffend in Worte übersetzt. Wenn man die wunderbare Analyse von Beethovens Klaviersonate op. 111 gelesen hat, hört man danach auch die Musik viel genauer, inniger und tiefer. Das nationale

Element des Faustromans und seine Deutung des Nationalsozialismus überzeugen heute weniger, und am wenigsten fasziniert das Theologische. Der Teufelspakt funktioniert nicht mehr richtig. Die Geschäftsgrundlage stimmt nicht mehr. Ohne Teufel verliert aber auch Faust seine entscheidende Dimension. Unsere Zeit empfindet nicht mehr faustisch. Die Götter sind entthront, man mißt sich nicht mehr titanisch mit ihnen. Der Fauststoff ist nicht aktuell. Wenn Regisseure sich um ihn bemühen, dann weil sie Faust auf dem Kanon wännen, nicht, weil er aktuell wäre. Um seine Seele zu verkaufen, muß man glauben, daß sie unsterblich ist. Sonst hat sie für den Teufel keinen Wert.

Der Mensch: ein Schwein mit hoher Bestimmung

F. M. Dostojewski, «Die Brüder Karamasow»

Ein Kanon müßte eigentlich, dem Wortsinn nach, eine verbindlich vorgeschriebene Richtschnur sein, wie ein Lehrplan. Es dürfte ihn nur im Singular geben. Da es an einer anerkannten Zentralgewalt fehlt, die ihn aufstellen könnte, gibt es ihn seit einiger Zeit pluralisch – *quot philosophi, tot canones*. Leselisten und Kanonbibliotheken sind zum intellektuellen Massensport geworden. Im Ergebnis bildet sich ein amorpher Bücherwust heraus, den kein Mensch in seinem Leben je bewältigen kann. Er lastet als sozialer Druck auf denen, die sich zu den Gebildeten rechnen. Sie dürfen sich nicht dabei ertappen lassen, etwas von irgend jemandem Kanonisiertes nicht zu kennen. Darum wird getrickst und geheuchelt. Das ist leicht, weil das Gegenüber meistens auch keine präzisen Kenntnisse hat. Irgendein Schein von Eingeweihtheit reicht. Wer nie etwas von Dostojewski gelesen hat, der palavere von der russischen Seele. *Cela suffit*.

Kanon hat, so gesehen, weniger mit Bildung zu tun als mit pharisäischem Vorzeigen von «Bildung» als Standesmerkmal. «Bildung» degeneriert zu Prahlucht, materialisiert sich zu einer Art Besitz, friert aus zu Last, Druck und Anspruch, anstatt unabhängig zu machen, frei und unerpreßbar, wie Diogenes in seinem Faß. Wer, um dazuzugehören, eine Leseliste fleißig durchgearbeitet hat, ist nicht gebildet, sondern ein Bildungsphilister. Das wollen auch die vielen

sein, die man sagen hört: Ich les gern, aber ich komm nicht dazu. Sie passen zum Philister wie der Topf zum Deckel. Die Entfremdung genießt in weiten Kreisen mehr Ansehen als die Wahrhaftigkeit.

Aber was ist Bildung? Keine Anhäufung von Wissen, sondern eine Weise der Verinnerlichung. Zwar gilt: «Wir finden in Büchern immer nur uns selbst.» (Thomas Mann) Ja, aber das lohnt sich bisweilen. Wir lesen identifikatorisch, d. h. wir suchen nicht Lehren, sondern Bestätigungen. Nicht das Fremde, sondern das Eigene formulieren die Bücher uns aus. Erkenne dich selbst! Wir setzen uns aus der Weltliteratur ein idealisiertes Ich zusammen, an dem wir uns dann messen, einen mikrokosmischen Privatkanon, der mehr oder weniger geschickt Makrokosmos spielt. Wir nennen das Ergebnis «Bildung» oder «Geschmack» und unterwerfen hinfort jedes neue Buch diesem einmal gefundenen Raster.

Das klingt schlimmer als es ist. Das Beruhigende daran ist: Man braucht dazu gar nicht so viele Bücher. Ein rundes Dutzend mag zur Grundorientierung genügen. Es gibt ja auch nur ein oder zwei Dutzend Themen: Liebe und Tod, Seele und Gott, Individuum und Gesellschaft, Armut und Reichtum, Freiheit und Knechtschaft, Krieg und Frieden, Nation und Revolution, Sinnlichkeit und Geistigkeit, Kunst und Wissenschaft, Arbeit und Familie, Paradies und Unsterblichkeit. Spricht nicht jedes gute Buch vom ganzen Leben? An jedem kann man sein Ich ausbilden, sei es in Zustimmung, sei es im Widerspruch. *Alle* Bücher zu kennen ist philiströs. Die seinen herausfinden ist Bildung.

Es gibt Bücher für die Stunde und Bücher für's Leben. Die ersteren sind nach der Lektüre fertig, ausgelesen im Wortsinn, entleert wie ausgeblasene Eier. Die zweite Art hält vor, verträgt das Wiederlesen, gibt jedes Mal Neues preis. Als ich siebzehn war, las ich das erste Mal «Die Brüder Karamasow». Mein idealisiertes Ich suchend verliebte ich mich in den jüngsten der Brüder, Aljoscha, den keuschen, lauteren und zudem hübschen Novizen, der still und innerlich wolkenlos erträgt, wo andere zuschlagen. Ein kleiner Junge, dem er geholfen hat, wirft nach ihm mit Steinen, er verteidigt sich nicht, «hält auch die andere Wange hin». Wäre die Menschengesellschaft erträglicher, wenn alle sich christusförmig verhielten? Nein. Der Junge beißt Aljoscha auch noch in die Hand, tief bis auf den Knochen. Es gibt in dieser Welt nichts ganz und gar Richtiges.

Wenig später erzählt Iwan Karamasow die Novelle vom Großinquisitor. Seine Pointe: Christus würde nur stören, wenn er wiederkäme. Er würde nur Unordnung bringen. Um der Ordnung willen aber gibt es Gesetze, gibt es die Kirche und gibt es den Großinquisitor, der Christus verbrennen will, um die Welt vor der Anarchie der Liebe zu schützen.

Nietzsche nannte Dostojewski den größten Psychologen der Weltliteratur. Die Größe hängt mit dem Riesenraum dessen zusammen, was hier Seele heißt, einem Raum, der sich über die Dreidimensionalität des Philisterlebens hinaus in die vierte Dimension des Religiösen abgründig erweitert. Religiosität und Psychologie sind bei Dostojewski kein Gegensatz. Seine Seelenkunde ist keine bloße Gesellschafts-, Familien- oder Individualpsychologie, sondern eine Psychologie von Geist und Fleisch vor Gott und Ewigkeit. Sie ist nicht einsinnig entlarvend, zeigt nicht nur reduktionistisch das Fleischliche im Geistigen, sondern sieht auch das Geistige im Fleischlichen. Dostojewskis Mensch ist ein Schwein, aber ein Schwein mit hoher Bestimmung. Noch der Verworfenste ist Ebenbild Gottes, und die niedrigste Lasterhaftigkeit ein verzweifertes Gebet.

Als Sympathisant Aljoschas verstand ich mit siebzehn wenig vom «Fleisch», Fjodor Pawlowitschs (des Vaters) viehisches Betragen war mir zuwider, Dmitris Leidenschaftlichkeit war mir unverständlich (konnte man nicht ruhig und vernünftig sein?), und Gruschenka weckte eine mit sich selbst noch unbekannte Furcht vor der erotisch aktiven Frau, die mich fressen würde. Ich fand sie damals hurenhaft, was ihr nicht gerecht wurde, wie ich heute einsehe. Erst beim Wiederlesen des gewaltigen Buches bin ich in der Lage, aus dem Bann der Figuren, Themen und Ereignisse ein Stück weit herauszutreten und mich auch am Kunstwerk zu freuen: am schmiegsamen Parlando des Erzählers, der, als Klosterbruder, zugleich anteilnehmend und degariert ist, jedenfalls immer den recht haben läßt, der gerade redet, und wäre es der Teufel selbst; an der Kraft, mit der große und größte Spannungsbögen über Hunderte von Seiten aufrechterhalten werden; an der ausbalancierten Rhythmisierung, dem Accelerando und Rallentando, der musikalischen Mischung des Lauten und des Leisen, des Lyrischen und des Tierischen, des Paradiesischen und des Infernalischen; – schließlich an der alles verstehenden Menschlichkeit dieses aufgewählten und aufwühlenden Buches, das die Tränen kennt,

von denen unsere Erde von der Rinde bis zum Mittelpunkt getränkt ist.

Die Literatur als Sphinx

*Johann Wolfgang Goethe, «Die Wahlverwandtschaften»,
Max Frisch, «Montauk»*

«Die Hoffnung fuhr wie ein Stern, der vom Himmel fällt, über ihre Häupter weg. Sie wähten, sie glaubten einander anzugehören; sie wechselten zum erstenmal entschiedene freie Küsse und trennten sich gewaltsam und schmerzlich.» Aber das Zeichen des fallenden Sterns trägt. Die Konjunktive deuten an, daß die Hoffnung nicht in Erfüllung gehen wird in diesem Roman, der davon handelt, wie wir uns die Zeichen zurechtmachen nach unseren Wünschen. Die Rede ist von Eduard und Ortilie, die sich füreinander bestimmt glauben, und das ablesen aus dem E & O-Monogramm eines alten Kelchglases und vielen anderen vermeintlichen Hinweisen des Schicksals.

Die Rede ist also von Goethes Roman «Die Wahlverwandtschaften». Eines Tages, es ist Jahrzehnte her, sah auch ich einen solchen Stern vom Himmel fahren und mein Leben schoß zu einer solchen Hoffnung zusammen. Meine noch junge Ehe war am Zerschellen, die Studentenbewegung wirbelte alles fest Scheinende durcheinander, eine alte, immer unerfüllt gebliebene Jugendliebe meldete sich, von geheimnisvoll stimmigen Zeichen begleitet, für einen kurzen Augenblick zurück und verschaffte Goethes Roman eine plötzliche, die 160 Jahre seit seinem Erscheinen mühelos überspringende Aktualität.

Das Festhalten an dem einen Satz war natürlich töricht. Hätte ich mit Verstand weitergelesen, dann hätte ich schon wissen können, daß solche Hoffnungen sich höchstens im Jenseits erfüllen – «welch ein freundlicher Augenblick wird es sein», so schließt der Roman am Grabe der Liebenden, «wenn sie dereinst wieder zusammen erwachen.» Die Literatur ist eine Sphinx. Sie bietet uns Weisheit an, aber welches die richtige Weisheit für den richtigen Tag ist, das sagt sie uns nicht. Mit der Bibel kann einem das genauso passieren. Zur Startsequenz jener jungen Ehe gehörten Brautleute-Exerzitien. Ich erhielt

eine Art Konfirmationsspruch zum Nach-Hause-Tragen, frei nach 1Kor 1,9: «Der euch beruft, ist treu. Er wird es auch vollenden.» ER vollendete es auf seine Weise. Er ließ die Ehe platzen (was sich dann ein paar Jahre lang zu einem Argument gegen IHN entwickelte). Freilich kam etwas Besseres nach und währt nun, der Lehre der Heiligen Mutter Kirche zum Trotz, schon bald vierzig Jahre.

Also Vorsicht vor Symbolen! Sie können vergiftet sein. Vorsicht vor Orakelsprüchen des Schicksals, Vorsicht vor willfährigen Deutungen im momentanen Interesse! Achtung auf die richtige Selektion der Zeichen! Die spätere, weisere Lektüre von Goethes Roman erkennt, daß Eduard nur die Zeichen sieht, die ihm schmeicheln, und diejenigen verdrängt, die ihm die unbequeme Wahrheit sagen. So ist er grob und unempfindlich und mißhandelt das feine Ahnungsvermögen seiner Frau Charlotte. Er scherzt über den Tintenfleck hinweg, der ein Fingerzeig ihrer beunruhigten Seele ist. Er malt «ein derbes Viereck» in den reinlich gezeichneten Plan, der aus ihrer Sphäre kommt. Er will durch «einen rohen Kanonenschlag» verkünden lassen, daß die Bahn für ihn und Ottilie frei sei. Es fehlt ihm an Stil und Gefühl (außer für Ottilie), und so zieht die Liebe ihn ihre abschüssige Bahn hinab, die, gesellschaftlich gesehen, in eine Katastrophe führt. Aber alles vollzieht sich mit einer solchen Naturgewalt, daß auch Charlotte sich vor den hier waltenden Mächten demütig beugt. «Charlotte gab ihm seinen Platz neben Ottilien und verordnete, daß niemand weiter in diesem Gewölbe beigesetzt werde.»

Normalerweise liest man belletristische Bücher nicht wie ein Wissenschaftler auf der Suche nach objektiver Erkenntnis. Man liest sie vielmehr wie Partituren, die man mit dem eigenen Leben orchestriert. Das kann fatal ausgehen. Man kann sich mit der Literatur Deutungswünsche erfüllen und kann sie in den Dienst falscher Träume stellen. Für alles findet man in der Literatur Vorbilder, auch für das Böse. Man kann nicht sagen, daß sie uns immer den richtigen Weg wiese. Sie hilft beim Guten, aber, das sollte man ehrlicherweise zugeben, auch beim Bösen. Sie stellt Bilder und Sätze zur Verfügung, mit denen man sein Leben formulieren, es aus der Stummheit und Unverstandeneit erlösen kann. Das formulierte Leben läßt sich dann besser handhaben, aber das ist meistens schon alles.

Im Glücksfall kann Lektüre Irrwege abkürzen. Die Literatur ist ein Lebenssimulator. Man sitzt bequem auf dem Sofa und ist doch

dicht dabei, wenn Büchners Danton guillotiniert wird, Kleists Michael Kohlhaas die Stadt Wittenberg einäschert oder Peter Schlemihl dem Teufel seinen Schatten verkauft. Man kann mit Hilfe der Literatur schlimme Erfahrungen machen, ohne höchstpersönlich in der Pfütze gesessen zu haben. Man muß die Ehe nicht mehr selber brechen, wenn man «Madame Bovary» gelesen hat. Man findet dann vielleicht eine andere Lösung.

Max Frisch hatte nicht viel Phantasie. Er hat immer wieder *eine* Geschichte erzählt, in «Stiller», in «Homo Faber», in «Mein Name sei Gantenbein», schließlich in «Montauk»: die vom Wunder der Liebe und von der Unmöglichkeit der Ehe. Immer ging es um sein privates Privatleben, aber das mußte er die meiste Zeit mit allerlei literarischen Tricks verbergen, weil er verheiratet war und Diskretion wahren mußte. Erst als Ingeborg Bachmann tot war und seine zweite Ehe nur noch dahinvegetierte, fühlte er sich freier und schrieb «Montauk», sein ehrlichstes und daher auch bestes Buch. Allen, die unter Ehen leiden, gibt es das gute Gewissen, daß ihr Leiden nicht auf privater Unfähigkeit, sondern auf der prinzipiellen Unmöglichkeit der Ehe beruht. Die Stabilität der Ehe und die ewige Instabilität des Lebens vertragen sich nun einmal nicht. Wer lebt, muß sich auch trennen können. Allen Verheirateten, die sich verlieben und sich davon belebt fühlen, gibt Max Frischs Lebensgeschichte das gute Gewissen der vitalen Notwendigkeit, wenn auch nicht der moralischen Richtigkeit ihres Tuns. Aus dem Gedicht «Stufen» eines anderen Mehrfachverheirateten (Hermann Hesse) murmeln sie vor sich hin: «Es muß das Herz bei jedem Lebensrufe/ Bereit zum Abschied sein und Neubeginne,/ Um sich in Tapferkeit und ohne Trauern/ In andre, neue Bindungen zu geben.»

Was sind Frischs Argumente für die Unmöglichkeit der Ehe? Er sagt mit Nietzsche: Das Erkannte ist tot. Er sagt mit Kleist: Alles Unwillkürliche, jede erste Bewegung ist schön, und schief und verschroben alles, sobald es der Verstand begreift. Lebendig ist nur das Unerforschte, Unberechenbare und Geheimnisvolle. Nun läßt es sich schwer vermeiden, daß man einander erkennt, wenn man verheiratet ist. Die Ehe frißt die Liebe. Die Dauer tötet den Augenblick. Lebendig ist ja nur der unmittelbare Moment des Erlebens selbst. Gleich danach, in der Erinnerung bereits, in der Erzählung, in jeder Versprachlichung, erstarrt er, vereist er, gerinnt er zu Literatur.

Liebe kann keine Dauer haben, weil sie sich durch Erkenntnis verzehrt.

In «Montauk» will Max Frisch die Liebe überlisten. Literarisch raffiniert erzählt er als Vordergrundebene die bewußt oberflächliche Geschichte seiner Beziehung zu der jungen Amerikanerin Lynn. Er will sie nicht ausforschen. Diese Liebe *soll* vordergründig bleiben, ein langer, leichter Nachmittag, eine kurze Gelegenheitsaffäre, die keine Dauer erhalten darf. «Lynn wird kein Name für eine Schuld.» Vor der Folie dieser flüchtigen Begegnung erzählt er dann die schwergewichtigen langjährigen Liebesgeschichten, die er durch Erkenntnis zerstört hat: die zu Käte, seiner jüdischen Braut aus Hitler-Berlin, die zu Ingeborg Bachmann und die Geschichte seiner Ehen mit Constanze und Marianne.

Aus jener Lebensphase, in der ich «Montauk» las, einen Ausweg zu finden, war so wenig leicht, wie aus «Montauk» einen Ausweg zu finden, aber es gibt ihn. Frischs Logik ist dann nicht stimmig, wenn Menschen sich verändern können, das heißt, wenn ihr Geheimnis nicht aus ihnen herausgeschleckt werden kann wie aus einem Honigtopf, der danach leer ist, sondern wenn dem Geheimnisabbau durch Erkenntnis ein gleichschneller Geheimniszuwachs die destruktive Spitze nimmt. Oder wenn das Geheimnis eines Menschen so tief ist, daß ein Leben nicht reicht, es zu erschöpfen. Lebendig ist nicht die Ehe, in der die Partner sich restlos kennen, sondern diejenige, in der niemals der Stoff ausgeht, einander zu erforschen.